



Hier stand einst das dreistöckige Wohn- und Geschäftshaus der Familie von Rabah al-Madhun im Norden des Gazastreifens. Es wurde durch einen Luftangriff dem Erdboden gleichgemacht.

Bild: Rabah al-Madhun

Gazastreifen

Wer baut das wieder auf?

In trauriger Regelmässigkeit eskaliert in Nahost die Gewalt zwischen Israel und der radikalislamischen Hamas wie zuletzt im vergangenen Mai. Im Gazastreifen beginnt für die betroffenen Zivilisten der wirkliche Kampf jedoch erst, wenn der Staub sich gelegt hat.

Von Felix Wellisch

Wo bis im vergangenen Mai noch das dreistöckige Wohn- und Geschäftshaus seiner Familie in Scheich Said im Norden des Gazastreifens stand, bohrt Rabah al-Madhun jetzt seine Finger in den sandigen Boden. «Ich habe alles verloren, was ich mir in meinem Leben aufgebaut habe», sagt der 60-Jährige, dessen Zuhause im jüngsten Konflikt zwischen der israelischen Armee und radikalen palästinensischen Gruppen durch einen Luftangriff dem Erdboden gleichgemacht wurde. Al-Madhun ist einer der rund zwei Millionen Bewohner des Küstenstreifens, die in einem scheinbar endlosen Kreislauf aus Krieg, Zerstörung und Wiederaufbau gefangen sind.

Im Mai feuerten radikale Gruppen in Gaza binnen elf Tagen mehr als 4000 Raketen in Richtung des israelischen Staatsgebiets. Die israelische Armee griff über 1500 Ziele in Gaza an. Dabei wurden mehr als 250 Palästinenser und 13 Menschen in Israel getötet, viele davon Zivilisten.

«Ich stehe vor dem Nichts»

Über 1300 Wohneinheiten wurden zerstört, gut 50 000 beschädigt. Auslöser waren Streitigkeiten um den Tempelberg in Jerusalem, der sowohl Muslimen wie Juden als einer der heiligsten Orte ihrer Religion gilt. Oft können sich die Besitzer den Wiederaufbau nicht leisten. «Ich habe Jahrzehnte dafür gearbeitet, und jetzt stehe ich vor

dem Nichts», sagt al-Madhun. Heute lebt er mit seiner Frau bei seinem Sohn, etwa zehn Minuten zu Fuss von seinem früheren Heim.

Dort angekommen, serviert al-Madhun Tee. Es sei jetzt etwas eng in der Wohnung, sagt er, während vier Enkelkinder zu ihm aufs Sofa klettern. Sein Haus sei auch seine Altersvorsorge gewesen. Zwei von vier Wohnungen habe er vermietet. Jetzt wisse er nicht, wie er mit seiner Frau ohne die Unterstützung seiner Kinder über die Runden kommen solle. «Seitdem kann ich nicht mehr richtig schlafen.»

Die Situation in Gaza ist dramatisch und wird mit jeder Runde der Gewalt schlimmer: 98 Prozent des Wassers sind nicht

trinkbar, Strom gibt es nur für wenige Stunden pro Tag, Abwässer gelangen zu grossen Teilen ungeklärt ins Meer. Die UNO betrachtet das Gebiet seit 2020 als praktisch unbewohnbar. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist arbeitslos.

Mit rund zwei Millionen Einwohnern auf rund 360 Quadratkilometern ist Gaza einer der am dichtesten besiedelten Landstriche der Welt. 2007 übernahm hier die radikalislamische Hamas die Macht, die das Existenzrecht Israels nicht anerkennt. Seither hat Israel mit der Unterstützung Ägyptens eine strenge Blockade über das Gebiet verhängt.

Blockade erschwert Arbeiten

An einen Wiederaufbau sei kaum zu denken, sagt al-Madhun. Ihm fehle das Geld, und die Blockade mache es schwer, an Baumaterialien zu kommen. Für alles sei eine Genehmigung nötig, die sowohl von den Behörden in Gaza als auch in Israel erteilt werden müsse.

Seit dem bisher schwersten Konflikt im Jahr 2014 regelt der «Wiederaufbaumechanismus für Gaza», kurz GRM, alle Materialimporte und Baugenehmigungen im Küstenstreifen. Jeder Sack Zement wird

registriert, ohne grünes Licht aus Israel geht nichts. Die Behörden in Israel lehnen jedoch immer wieder Importe und Anträge ab und argumentieren, dass Baumaterial zweckentfremdet werde und daraus unterirdische Bunker und Tunnel statt Wohnhäuser gebaut würden.

Korruption verlangsamt alles noch weiter, erzählt al-Madhun: «Ich habe 2000 Dollar Soforthilfe von der UNO bekommen. Selbst dieses wenige Geld musste ich direkt an die Gemeinde weitergeben, damit sie mir die Grundriss-Karten des Hauses gibt. Ohne die Karten kann ich nicht einmal eine Genehmigung für den Wiederaufbau beantragen.» Laut internationalen Organisationen wurde bisher keine der mehr als 1300 im Mai zerstörten Wohnungen wieder aufgebaut.

Salem al-Qudwa erforscht seit Jahren den Wiederaufbau von Gaza, derzeit als Stipendiat an der renommierten Universität Harvard. Im Mai sass der 45-Jährige tagelang auf gepackten Koffern, weil die israelischen Luftangriffe besonders dem dicht besiedelten Stadtviertel Rimal in Gaza-Stadt galten, wo ein grosser Teil seiner Familie lebt. Seiner Einschätzung nach geht der Wiederaufbau in Gaza oft an den Bedürfnissen der Menschen vorbei.

Aus Lagern wurden Städte

«Im Grund gibt es zwei Modelle in Gaza», sagt al-Qudwa am Telefon. Der Grossteil der Wohnbebauung sei von den Familien selbst phasenweise und teils über Jahrzehnte errichtet worden. Dabei seien Stockwerke oder Anbauten je nach den Bedürfnissen der Grossfamilie hinzugefügt worden. So seien mit der Zeit aus Flüchtlingslagern Städte gewachsen. Die einzelnen Wohnungen seien meist auf die Familien zugeschnitten. Einmal zerstört, wür-



Einen Wiederaufbau seines Zuhauses kann Rabah al-Madhun sich nicht leisten.

Bild: Felix Wellisch

Von Gaza lernen?

Das Leben im abgeriegelten Gazastreifen ist geprägt von Mangel, Improvisation und immer wieder Zerstörung. Nach dem Gaza-Konflikt 2014 begab sich eine Gruppe um den renommierten US-Architekten Michael Sorkin daher auf die Suche nach Ideen für den Wiederaufbau von Gaza. Welches Potenzial lässt sich in Gaza und in den besonderen Fähigkeiten und Erfahrungen der rund zwei Millionen Bewohner des Küstenstreifens erkennen, ohne das Leid dort zu beschönigen? Im vergangenen März erschien das Buch «Open Gaza: Architectures of Hope» – rund zwei Monate, bevor der schwelende Konflikt im Mai erneut zu einem Krieg wurde.

Sorkin, der vor der Veröffentlichung am Coronavirus starb, hatte sich zu Lebzeiten als Stadtplaner vor allem mit Vorschlägen einen Namen gemacht, die oft auf eine grössere Teilhabe der Öffentlichkeit abzielen. Ein Buch über den Wiederaufbau im autoritär beherrschten Gaza lag daher näher, als es zunächst den Anschein hat. Die Autoren betrachten Gaza aber auch als ein extremes Beispiel für Umstände, die wegen des Klimawandels, Konflikten und Ressourcenknappheit künftig auch andere Weltregionen betreffen können.

Zu der mehr als 25-köpfigen Autoren-gemeinschaft zählen Architekten, Stadtplaner, Designer und Ökologen. Viele der Ideen erweitern den Blick über die üblichen Nachrichten der Zerstörung hinaus. Vielen ist aber auch anzumerken, dass die meisten Autoren noch nie selbst in Gaza waren.

Einer der greifbarsten Vorschläge ist wohl der «Solar Dome» der Autoren Rafi Segal und Chris Mackey. Ein Netzwerk zentraler Solarkraftwerke soll die Enklave komplett mit Strom versorgen können. Dafür spreche zum einen der notgedrungen geringe Energieverbrauch der Bevölkerung: Ein Gaza-Bewohner verbrauche im Schnitt weniger als vier Prozent der Energie, die ein durchschnittlicher Schweizer pro Jahr benötigt. Zum anderen sprächen dafür die vielen Sonnenstunden, durch die auf teure Speichertechnologie verzichtet werden könnte.

Solarenergie kann jedoch wegen der Blockade des Gazastreifens auch zum Problem werden. Viele Privathaushalte haben bereits vor Jahren kleine Photovoltaikanlagen wegen der unzuverlässigen Stromversorgung installiert. Mittler-

weile stapeln sich jedoch in Gaza die ausgedienten Batterien und werden zu einem Umweltproblem.

Aufhorchen lässt der Beitrag des Architekten Francesco Sebregondi von der Recherche-Agentur «Forensic Architecture». Sebregondi sieht in der minutiösen Kontrolle aller Materialimporte und Bautätigkeiten in Gaza durch den mit Israel vereinbarten Wiederaufbaumechanismus eine Art Negativbeispiel für die wachsende Digitalisierung in der Bau-branche. Es werde deutlich, wohin zunehmende Datenerfassung im Extremfall führen könne, wenn damit ein Machtgleichgewicht einhergeht. Mit zunehmender Digitalisierung müsse also immer auch gefragt werden, wer Zugang und Kontrolle über die Daten erhält.

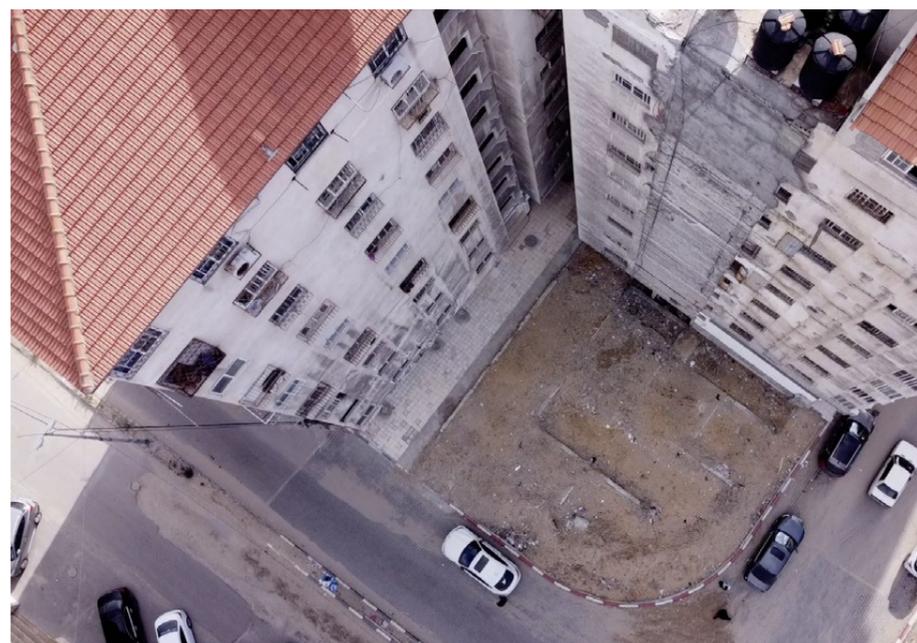
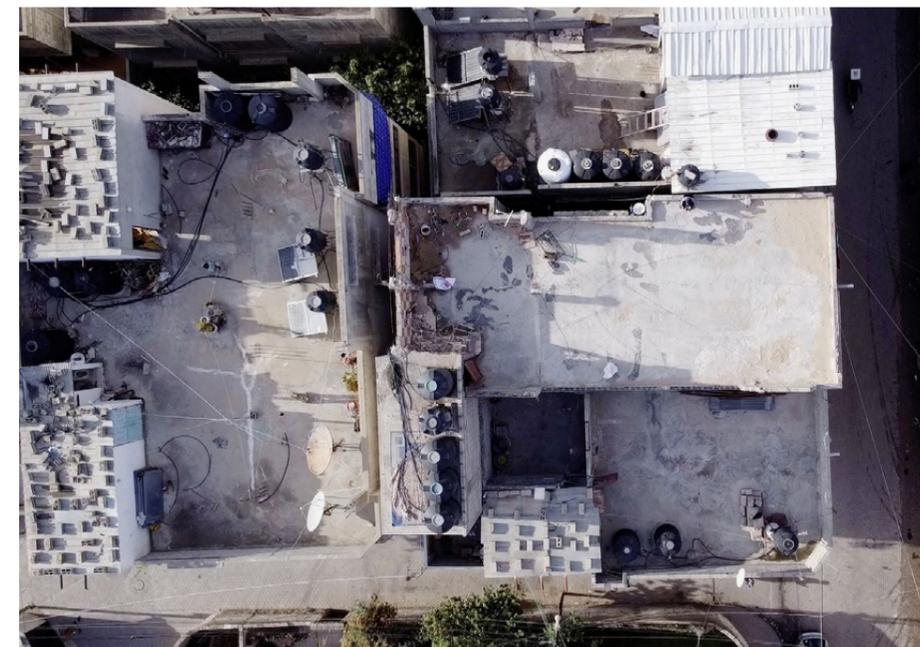
Weit über den Konflikt hinaus denkt der Beitrag über die «Ring City» der 2005 von Sorkin gegründeten Denkfabrik «Terreform», die Gaza in Form einer Metropolregion mit den Städten Be'er Scheva, Hebron und Jerusalem verbindet. Der Beitrag lässt so die Vorstellung zu, wie die Region sich ohne den Konflikt entwickeln könnte.

Das Buch wirbt zwar damit, nicht wie in vergleichbaren Studien glanzvolle, aber unrealistische Lösungen anzubieten, erfüllt dieses Versprechen jedoch nur zum Teil. Das dürfte auch daran liegen, dass kaum einer der Autoren aus Gaza kommt. Nur ein Kapitel handelt von real existierendem kostengünstigem Wohnungsbau für sozial schwache Gruppen in Gaza. Neben vielen fantasievollen und hoffnungsvollen Ideen für mögliche künftige Entwicklungen in Gaza und einer ausführlichen Analyse des Status quo bleibt das Buch handfeste Antworten auf die Realität vor Ort oft schuldig. (fwe)

«Open Gaza: Architectures of Hope», American University in Cairo Press, Michael Sorkin und Deen Sharp (Hrsg.), englisch, 348 Seiten, 28,4 x 20,8 x 3,6 Zentimeter, gebunden, ISBN: 978-1-64903-071-9, 119 Franken



Bild: Gaza Parlour, Open Gaza, Architectures of Hope, The American University in Cairo Press/Terreform, 2021



Der Krieg reißt Löcher in die Stadt: Hier standen bis im vergangenen Mai Wohn- und Geschäftsgebäude.

den diese Häuser meist nicht wieder aufgebaut, weil den Familien dafür die Mittel oder die Genehmigungen fehlen würden. Auf der Warteliste stünden noch heute zahlreiche Familien, deren Häuser bereits 2014 zerstört worden seien.

Der Grossteil des Wiederaufbaus laufe stattdessen über internationale Organisationen wie das Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästina-Flüchtlinge (UNRWA) oder über Geberländer wie Saudi-Arabien, die Golfstaaten oder zuletzt immer stärker Ägypten. «Diese Bauprojekte arbeiten mit einheitlichen Grundrissen und werden kaum an individuelle Bedürfnisse angepasst», erklärt al-Qudwa. Ägypten arbeite

sogar kaum noch mit Unternehmen aus Gaza zusammen, sondern bringe gleich seine eigenen Baufirmen mit.

Für die Betroffenen bringe diese Art Wiederaufbau zahlreiche Probleme mit sich. «Eine Familie, die ihr Haus verloren hat, bekommt oft eine Unterstützung für die Miete einer Wohnung», sagt al-Qudwa. Diese Hilfe sei aber nur temporär, nach Ablauf der Zahlungen könnten sich viele die Miete nicht mehr leisten. Dafür verlasse die Familie aber das soziale Netzwerk ihrer erweiterten Familie.

«Wer in Gaza jemanden sucht, fragt nicht nach einer Adresse. Er fragt nach dem Namen der Familie», sagt al-Qudwa.

Da der Staat die Menschen kaum unterstütze, fange die Familie fast alles auf – und wohne meist nahe beieinander. Wo dieses Sicherheitsnetz nicht mehr funktioniere, steige der Druck auf die Betroffenen, was etwa an einem Anstieg an häuslicher Gewalt zu beobachten sei.

Häuser aus Recyclingmaterialien

«In den vergangenen Jahren beobachten wir zunehmend, dass Menschen auf den Grundstücken ihrer alten Häuser selbst wieder kleine Häuser errichten», erzählt al-Qudwa. «Es werden oft preiswerte recycelte Materialien verwendet, etwa aus zermahlenden Trümmern hergestellte Ziegel»,

erklärt der Architekt. «Nicht aus Klimaschutzgründen, sondern weil es für die Menschen in Gaza schlicht die einzige Möglichkeit ist.»

Im Wohnzimmer seines Sohns zeigt al-Madhun Bilder von seinem Haus auf seinem Smartphone. Ein Gemüseladen im Erdgeschoss, daneben das Anwaltsbüro seines Sohns. Er sei vor einigen Tagen 60 Jahre alt geworden. Auf der ganzen Welt würden Leute in seinem Alter ihren Ruhestand geniessen. «Mein Leben ist auf den Kopf gestellt, ich bin nicht einmal mehr wütend. Ich bin nur traurig», sagt er. «Ich hoffe, dass wir unser Haus wieder aufbauen können.» ■

Architekt Salem al-Qudwa

«Wir müssen vor allem besser zuhören»

Salem al-Qudwa ist ein palästinensischer Architekt aus Gaza und forscht derzeit an der Universität Harvard an einem Modell für Wiederaufbau in Konfliktgebieten. Sein besonderes Interesse gilt den Möglichkeiten von Architektur für sozialen Wandel und der Beteiligung der betroffenen Menschen. Er lebte lange in Gaza-Stadt.

Von Felix Wellisch

Sie haben für Ihre Studien viele Familien in Gaza besucht, deren Häuser zerstört wurden. Was haben Sie dabei gelernt?

Salem al-Qudwa: Vor allem, dass Architektur nicht immer nach dem Lehrbuch funktionieren kann. Wir sind für ein Unterstützungsprojekt einmal zu einer Familie gefahren, die sich gerade selbst eine einfache Behausung gebaut hatte. Wir sassen mit der ganzen Familie um ein Blatt Papier und fragten, wo sie ihr Haus erweitern würden, und sie sagten: Könnt ihr uns einen Würfel drei oder



Der palästinensische Architekt Salem al-Qudwa lebte lange in Gaza-Stadt.

vier Meter von unserem Haus entfernt bauen? Ich fand das absurd, aber der Mann sagte mir: Wenn ich in ein paar Jahren noch ein Zimmer brauche, kann ich einfach den Raum dazwischen überdachen und habe eine Wand gespart. Das erinnert natürlich an Ideen wie die halben Häuser des chilenischen Architekten Alejandro Aravena, die von den Bewohnern selbst fertig gebaut werden. Aber weder er noch ich haben diese Ideen selbst gehabt. Sie existieren überall dort, wo Menschen das phasenweise Bauen praktizieren, bei dem ihr Haus mit ihrer Familie wächst und sich verändert.

Was müsste beim Wiederaufbau von Gaza anders laufen?

Die meisten zuständigen Stellen würden sagen, das Problem ist vor allem das Geld. Ich glaube, das Problem ist die fehlende Einbindung der Menschen vor Ort in den ganzen Prozess. Die Lösung wäre vor allem, besser zuzuhören und wirklich auf die betroffenen Gemeinschaften einzugehen. Die wissen in der Regel am besten, was sie brauchen.

Können wir etwas lernen von Gaza?

Einerseits: Nein. Das Leben in Gaza ist die Hölle. Die Menschen dort leiden seit 15 Jahren, und ihre Lebensgrundlagen sind weitgehend zerstört. Davon lernen zu wollen, grenzt schon fast an Beschönigung. Die grosse Frage ist doch, wie wir die Situation der Menschen verbessern können, nicht wie wir uns ihre Situation schönreden. Andererseits musste ich während der Corona-

Pandemie an Gaza denken, als die Menschen in Europa und den USA plötzlich wegen ein paar leeren Supermarktregalen anfangen, um Klopapier zu streiten. In Gaza kommen die Menschen seit mehr als zehn Jahren damit zurecht, dass es an allem fehlt. Am ehesten aber können wir aber von den Fehlern lernen, die in Gaza gemacht wurden, und darauf achten, dass wir sie beim Wiederaufbau nach Konflikten wie im Jemen, in Syrien oder im Irak nicht wiederholen.

Zum Beispiel?

Dass nie ein Ansatz für alle passen kann. Selbst im kleinen Gaza leben eine Vielzahl von Kulturen und Gemeinschaften nebeneinander. Die Beduinenfamilien im Süden haben ganz andere Bedürfnisse und Wohnverhältnisse als die Bauernfamilien im Norden oder die urbane Mittelschicht in Gaza-Stadt. Diese Unterschiede wahrzunehmen und ihnen gerecht zu werden, ist die Grundlage für jeden Ansatz von Wiederaufbau, der auf lange Sicht funktionieren soll.

Wieso haben Sie als einziger Vertreter aus Gaza an dem Buch «Open Gaza» mitgewirkt?

Ich bin bei der Suche nach Beiträgen für das Buch auf viel Frust bei meinen Kollegen in Gaza gestossen. Viele dachten: Da schreibt eine Gruppe internationaler Experten, designt schöne Bilder, und danach ändert sich nichts. Ich kann den Frust verstehen. Viele der Beiträge in dem Buch sind fantasievoll. Trotzdem mag ich viele der Ideen, weil sie kreative Ansätze aufzeigen. Die sind vielleicht nicht praktikabel, aber sie öffnen den Raum für das, was möglich wäre.



Diese Skizze von Salem al-Qudwa entstand aus einem Gespräch mit einer betroffenen Familie darüber, wie sie ihr Zuhause wiederaufbauen würde.